

Berliner Kreuzwege

Autor(en): **Dieckmann, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **82 (1995)**

Heft 7/8: **Wahr nehmen = Perce(voir) = Truth and perception**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-62267>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In den Planungen dieser Stadt kommt das Mickrige leicht auf den Punkt, ins Monströse umzuschlagen, das Alberne mutiert ins Gebieterische. Berlins Staatsbaukunst hat dieses Problem seit dem Dombau Wilhelms II.; sie hatte es wieder, als ein Londoner Architekt den Parlaments-Wettbewerb mit einem Entwurf gewann, der den Wallotbau unter ein gigantisches Glasdach stellte. Der Pfälzer Ernst Bloch glaubte das aufgrund Unwirkliche einer Stadt, der er «windiges Wachstum im Halb-Nichts» attestierte, auf die Ungeformtheit der märkischen Landschaft zurückführen zu können, die sich der Sumpfwässer noch nicht lange entschlagen habe. Aber es ist keine Sache der Natur, sondern eine der Geschichte; bis zur Gründung des Bismarck-Reichs war Berlin eine vollkommen stilsichere Stadt. War sie es später nicht mehr, so griff das Masslose doch erst in ihr Raum, als ein entfesselter Kleinbürger hier vom Herrenclub zum Kanzler bestellt wurde; seither ist die Stadt anfällig für die bizarre Geste. Der TV-Turm des sächsischen Parteisekretärs zeigt es nur anders als die 150-Meter-Hochhäuser, die sich demnächst an ihn anlehnen sollen; die Erfindungen der neuen Zeit nehmen ihr Mass von den gerade zurückliegenden.

Spezifische Einblicke in diese Verhältnisse gewährt ein Gebäude, das bis vor kurzem noch auf der Abrissliste der staatlichen Planer stand. Es ist das Staatsratsgebäude zu seiten des Ihneschen Marstalls, das sich dank der Einsicht des Bundesausserministers nun als gerettet erweist – ein Bau, ohne den die Planung des neuen Berlin gar nicht hätte stattfinden können; für Jurytagungen und anschließende Modellpräsentationen gab es keinen geeigneteren Ort als das massvoll proportionierte Saalgehäuse mit dem asymmetrisch angefügten Schlossportal. Im letzten Sommer habe ich hier vier Tage lang an der Juryarbeit zur Ausmittlung eines neuen Bundespräsidialamts im Park des Schlosses Bellevue teilgenommen und den Weg eines Entwurfs, dessen ästhetische Superiorität augenfällig war (auf dem Weg zur Realisierung wird sie nun stark verwässert), vom Anfang – der mehrheitlichen Aussonderung in der ersten Runde – über das spätere Wiederhereinholen bis zum endlichen, hart umkämpften und völlig plausiblen Sieg mitgemacht, einschliesslich einer Visite des im Juni noch amtierenden Staatsoberhauptes, das von dem, was Staatskunst heissen darf, gerade weil es als die vollendete Staatsnatur erscheint, den persönlichsten Eindruck gab, vermöge einer Dezenz, eines Sich-Zurücknehmens, das, als *gradus maximus ad parnassum*, kaum zu ertragen wäre, auch für seinen Protagonisten nicht, wenn ihm nicht eine Portion Schalkheit, etwas Komödiantisches beigemischt wäre, das mit Charme besser noch als mit Charisma,

der gängigen Münze, bestimmt ist. Wie dieser Gast, nur eben mal vorbeischaugend, die Vorzüge der in die engere Wahl gekommenen Entwürfe sich in einer Weise zu eigen machte, dass das Absurde als das Absurde unvermeidlich, aber ganz unabsichtlich kenntlich wurde, bleibt ein Höhepunkt republikanischer Erfahrung.

Nun ist hier das Ergebnis einer andern Juryarbeit zu besichtigen; sie betrifft den Bau eines Bundeskanzleramtes. Er wird die Stelle einnehmen, an der einst der preussische Generalstab seines Amtes waltete; es ist immerhin ein Fortschritt ins Zivile. Ein anderer, früherer Wettbewerb hat Ort und Stelle festgelegt, ein Berliner mit hochgestelltem Hemdkragen ging als Sieger aus ihm hervor; Axel Schultes war auf den Gedanken gekommen, parallel zu dem dem Reichstag vorgelagerten alten Exerzierfeld, das niemand antasten wollte, ein den Spreelauf durchschneidendes Bebauungsband durch das Tiergartengrün zu legen, einen Ost-West-Gürtel, der die Verbundenheit zwischen den beiden Stadtteilen symbolisieren und der von alten Mächten einst angestrebten Nord-Süd-Trasse (sie wird nun mit fabelhaftem Aufwand unter die Erde gelegt) ein für allemal den Riegel verschieben sollte. Die Idee hätte nicht schlichter sein können, um bestechend zu wirken. Ein Monumentalkonzept als Sinnbild der neuen Hauptstadt – mit dem Segen einer internationalen Jury zeigte sich Staatsbaukunst in Berlin einmal mehr in der Falle der Abstraktionen. Die von dem Spreebogen mit seinen beiden Brücken vorgegebene und von den alten Hauptstrassen realisierte Struktur ist fächerartig, wie eine Hand mit ausgestreckten Fingern; sie riegelt nicht ab, sondern erschliesst nach allen Seiten. Sie hätte, mit neuem baulichen Leben erfüllt, die rechte Anlage für das neue Staatsquartier gegeben.

Das Bundeskanzleramt hat dem Schultesschen Entwurf eine Zeitlang widerstrebt, nun schreibt ihm das lange Band Lage und Ausdruck vor. Das neue Regierungszentrum liegt beinahe zwangsläufig in der Mittelachse eines nichtendenwollenden Ehrenhofs, an dessen Rändern Nebenbauwerke Spalier stehen. Auf der Ostseite des Grossen Riegels, in der Nähe des Reichstags, ist ein Münchner Baumeister der Vorgabe Herr geworden, indem er die Ränder kammartig auflöste; Stephan Braunfels hat damit den ersten Preis für dieses Gelände gewonnen. Auch für den Kanzler-Abschnitt hat er einen Entwurf vorgelegt, der das Entrée der langgezogenen Bandränder mit kammartigen Querstellungen konterkarierte. Das Kanzleramt selbst erschien zugleich in und gegen die Achse gesetzt, durch die Verschränkung asymmetrischer Formen von aller Präention befreit.

Der sinnreiche Plan war einer neuformierten

Jury nicht einmal einen Ankauf wert. Er landete im zweiten Rundgang, wie auch die einzige entschlossene Überformung des vom Spreelauf schräg angeschnittenen Geländes, eine S-förmige Riegelstruktur von dem Berliner Architekten Höing. Schultes selbst errang den ersten Preis mit einem Bauwerk, das sich zwischen angemessen aufgelösten Randblöcken in vielfach gebrochenen und zerteilten Formen in die Höhe reckt. Doch muss er sich die Prämie mit drei jungen Architekten aus dem östlichen Berlin teilen, die die monumentale Vorgabe beim Wort nahmen; sie haben das Kanzleramt wie eine Kaaba aufgetürmt und, an dem 36 Meter hohen Quader selbst wie zu seinen Seiten, mit unabsehbaren Säulenstellungen umgeben. Da sie dem Regenten hinter der Spree noch eine schöne Villa in die Achse gesetzt haben, könnte es sein, dass sie das Herz des Bauherrn gewinnen. Werden künftige Kanzler dann in der purpuresäumten Toga durch die Säulenhöfe eines Spree-Roms schreiten? Auf Rutenbündel werden sie hoffentlich verzichten.

Ich habe den Ostpunkt meines Linden-Wegs erreicht und dringe nicht weiter. Im Westen bleibt der Reichstag unbesehen, über dessen Aufsatzform der Bundestag immer noch ratschlagt; Sir Norman, der den grossen Deckel längst aufgegeben hat, sieht von London aus staunend zu. Im Osten bleibt das Nikolaiviertel unbetreten, dieses Dementi des Grossbauwesens, in dem Altes und Neues, Ziegel und Beton sich zueinander und zu dem Passanten ins Verhältnis setzen – ein Gegenbild nicht nur zu dem DDR-eigenen Alexanderplatz, sondern auch zu Scharouns Kulturforum, das ein Forum nie wurde. Ich lasse das alles beiseite und kehre zurück zu der zentrierenden Kreuzung; wird es mir noch gelingen, die Friedrichstrasse auszuschreiten? Gen Süden kämen die neuen Quartiergiganten in Sicht, die, versteht sich, besser als nichts sind. Hätte das Grosskapital sich nicht ins Zeug gelegt, wäre die Gegend noch so leer wie die Spreeinsel.

Von Henry Cobb, dem Amerikaner, stammt der überzeugende Teil der Karree-Meile; mit differenzierten Akzenten, spitzigen Erker-Risaliten vor allem, die ein altes Berliner Motiv sind, weiss er die grossen Flächen in Bewegung zu bringen. Zu beiden Seiten könnte man einen Blick auf die Nachbar-Karrees werfen; der Pariser Nouvel lässt eine gläserne Hülle sich schwellend gerundet um den ganzen Baukörper breiten und verspricht nie dagewesene Lichtspiele; der Kölner Ungers aber türmt ein Formelement unabsehbar auf, das die Gestalt gewordene Richtungslosigkeit ist: die des Quadrats, und nimmt es dergestalt – auf der Rückseite des Gendarmenmarkts – mit Schinkel und Gontard auf. Weitergehend käme man bis zum Checkpoint Charlie, dem

Bauplatz nicht nur des neunzigjährigen Philipp Johnson. Im Dezember kam hier ein Wiener Tourist einhergeschritten, der sich vollkommen verlaufen hatte und, als ich ihm den Weg wies, aufseufzend sagte: Es gibt so enorm viel Raum in dieser Stadt.

Statt in den Süden der Neubauten gehe ich von der Kreuzung nach Norden, über die von Grund auf erneuerte Weidendammbrücke hinaus, deren gusseiserner Reichsadler schon 1987 wieder seine Kaiserkrone aufgesetzt bekam, als habe Honeckers Bonn-Besuch der Wiederherstellung des Deutschen Reiches gegolten (und mittelbar war es ja so). Es geht an Betonformplattenfassaden vorbei, mit denen Erhard Gisske, Ostberlins Baugeneral, den Plattenbau mit der Postmoderne versöhnen wollte («Romantik in Beton» nannte ich das damals in einem Sonett, bei Ungers vergeht einem die Satire), und in die Oranienburger Strasse hinein, in der das neue Leben nun schon im fünften Jahr aus Ruinen blüht: das bunte, grelle, aber nun doch schon etwas ermattende Tacheles-Leben aus der alten Betonruine und ein neues jüdisches Leben, das sich um die nach siebenjährigem Wiederaufbau am 8. Mai eingeweihte alte Knoblauchsche Synagoge sammelt; es nimmt den phantastisch blühenden Strassenstrich mit Gelassenheit hin. Denn der ist wieder da in der «Oranienburger», der Genius loci ist nach langer Abwesenheit von neuem erwacht. Auswärtigen Brecht-Freunden kann man den Wandel der Dinge nicht besser erläutern als mit dem Hinweis, dass die Personnage der *Dreigroschenoper* in Berlin-Mitte eine Epoche lang so völlig historisch war wie die von *Egmont* oder der *Braut von Messina* und nun wieder wie aus dem Leben gegriffen.

Dies alles, das Gesamtkunstwerk Tacheles und «Obst und Gemüse», die einstige HO-Verkaufsstelle, die nun ein blühendes Studentenlokal ist, das neue Centrum Judaicum und einige touristisch begehrte Cafés, die alten, von jeher privaten kleinen Geschäfte und die Hot pants und Glitzerstrümpfe auf der Strasse, koexistiert miteinander wie Boddians Kulissenschloss mit dem Marmorpalast und der kaiserliche Dom (er zeigt sich im Innern in nagelneuem Neubarock) mit Karussell und Riesenrad. Die Fähigkeit zur Collage, zum Miteinander der Gegensätze ist Berlins bestes und lebendigstes, sie ist sein weltstädtisches Teil. Sie bildet seine Kulturbasis und tut dies in Berlin-Mitte wie im alten Westberlin; hier in der Friedrich-Wilhelm-Stadt, wo die Bomben nicht reinschlügen, hat sie sich einen eigenen Raum geschaffen. *F.D.*

Friedrich Dieckmann, geb. 1937, ist Schriftsteller in Berlin. Kürzlich erschienen ist «Wege durch Mitte. Stadterfahrungen» (1995). Der vorliegende Beitrag ist ein Auszug aus dem Essay «Berliner Kreuzwege: ein Spaziergang» (erschieden in Merkur, April 1995, München)